

Dossier

Kapital

Zyklus der Krisen



Die zyklische Natur der kapitalistischen Wirtschaft hat die Welt mit der gegenwärtigen Krise wie ein Faustschlag getroffen. Doch auf jeden Niedergang folgt eine Erholung, wie die Geschichte lehrt.

Das größte Problem des kapitalistischen Systems, ohne das es gleichzeitig nicht existieren kann, ist das notwendige Übel des Kredits.

Kredite gehören zum Finanzsystem wie das Geld selbst. Erst durch sie wird die Geldmenge definiert und Umlaufvermögen geschaffen. Je höher die Geldmenge, desto höher die Liquidität und desto stärker das Wirtschaftswachstum. Je geringer die Geldmenge – das heißt, je weniger Kredite vergeben werden oder je stärker sie getilgt werden –, desto kleiner das Wachstum. Weniger Kredite sind also schlecht für die Wirtschaft.

So weit, so gut. Die Realität zeigt, dass dieses System nur so lange finanziert als die Volkswirtschaft ausbalanciert ist, das heißt, Industrie, Gewerbe und Dienstleistungen die Geldmenge dazu nützen, produktiv und wettbewerbsfähig zu sein, die Währungsrelationen in den wichtigsten Märkten stabil sind und keine massiven Spekulationen im Gange sind.

Treten solche Faktoren ein, gerät das System aus dem Gleichgewicht. Ist durch eine Überhitzung der Wirtschaft und des Kreditwesens zu viel Geldmenge im Umlauf, kommt es zur Inflation; das Gegenteil passiert, wenn Geld dem Kreislauf entzogen wird, etwa durch zu hohe Zinsen. Es entsteht dann Deflation, ein untrügliches Zeichen für einen absteigenden Konjunkturzyklus.

Die Geschichte der Weltwirtschaftskrisen zeigt, dass ihr Auslöser fast immer ein Zusammenbruch des Kreditwesens war, wenn auch aus unterschiedlichsten Ursachen. Die massivste Krise in der mittleren Vergangenheit war zweifellos die Weltwirtschaftskrise von 1929, ausgelöst durch einen bis zu jener Zeit ungeahnten Börsenboom in den USA. Der durch einen enormen Wirtschafts- und Konjunkturaufschwung nach dem Ersten Weltkrieg ausgelöste Aktien-Run an der Wall Street hatte dazu geführt, dass viele unerfahrene Anleger in Erwartung unaufhörlich steigender Aktien diese zum Großteil auf Kredit kauften. Was dann kam, war nahezu unausweichlich: Kurz nachdem sich eine (normal zyklische) Marktsättigung in Konsum und Export bemerkbar machte, begannen die Kurse der börsennotierten Firmen zu sinken.

Nervöse Anleger

Großinvestoren begannen Gelder abzuziehen, die Kurse sanken, und kleine Anleger wurden nervös. Mit geliehenem Geld gekaufte Aktien wurden plötzlich en gros auf den Markt geworfen, eine rasante Abwärtsspirale nahm ihren Lauf, die noch durch mangelnde Schutzmechanismen der Börsen (etwa Aussetzung der Kurse) verstärkt wurde. Das Ergebnis war der „Schwarze Freitag“ im Oktober 1929. Am Ende stand die US-Wirtschaft vor dem Ruin und zog die gesamte Welt mit in



Foto: Photos.com

den Abgrund. Firmenpleiten und Massenarbeitslosigkeit waren die Folge, indirekt auch der nächste Weltkrieg. Es dauerte danach noch drei Jahre, bis die Börsenkurse ihren Boden erreichten. Am Ende stand ein Wertverlust des Dow Jones von 89 Prozent. Der Index brauchte insgesamt 22 Jahre, um wieder auf das Niveau von vor dem Börsenkrach zu kommen.

Die nächsten Börsenkrisen fanden zu Beginn des Zweiten Weltkriegs und währenddessen

statt, gefolgt von einer langen Aufschwungphase an den Märkten. Ein weiteres Mal krachte es 1973 als direkte Auswirkung der Ölkrise mit einem Einbruch des Dow Jones um fast 45 Prozent und einer Erholungsphase von sieben Jahren und 1987, als sich schlechte Wirtschaftsdaten in den USA mit ausufernder Inflation und zu hohen Leitzinsen paarten. Dazu kam, dass die frisch computerisierten Aktienmärkte die Verkaufstrends in kürzester Zeit noch verstärk-

ten. Das Resultat: ein Kurseinbruch des Dow Jones von knapp 25 Prozent, Erholungszeit aber nur 15 Monate.

Der Absturz hätte schlimmer sein können, wäre der Handel an vielen Börsen nicht ausgesetzt worden, was durch die Computertechnik erleichtert wurde. Heute ist diese Maßnahme als Sicherheitsfaktor auf dem Börsenparkett unumgänglich geworden.